

Jeremias Gotthelf als Erzieher : 2. Teil

Autor(en): **Corrodi, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **38 (1928)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jeremias Gotthelf als Erzieher.

Von Dr. Hans Corrodi.

(Schluss)

Es erhebt sich die interessante Frage: Wie stellt sich Gotthelf zu jenen Gesellschaftstheorien, die das Los der Armen und Schwachen heben wollen und immer wieder hochdenkende, von edler Humanität bewegte Geister anderer Stände auf die Seite des Proletariates ziehen, er, der aktive Christ, dessen Herz macht- und glutvoll für das Leben jeder Kreatur schlägt, der zu tiefst in die menschlichen Herzen schaut? Gotthelf hat nie geschwankt, auch in seiner Jugend nicht, er hat in ihnen nie etwas anderes gesehen als „Theorien und Dummheiten des Menschen“, die in unseliger Verblendung in das Werk der Schöpfung eingreifen, die alte Ordnung Gottes verbessern wollen. „Gleichheit sei gegen die Ordnung Gottes, lässt er den alten Meister in ‚Jakobs, des Handwerksgesellens Wanderungen‘ sagen, in der ganzen Natur sei keine Gleichheit, kein Baum sei wie der andere, keine Kuh wie die andere, kein Gesicht wie das andere. Und sowenig ihr alle Gesichter gleich machen könnt, sowenig könnt ihr jede Lage gleich machen, jedes Verhältnis.“ Die Armut gehört zur Ordnung Gottes. Vor allem ist sie ihm nicht gleichbedeutend mit Elend und Unglück. Nicht der Besitz macht reich, sondern die Fülle des Herzens. „Man faselt viel von reich und arm,“ sagt er im „Schulmeister“, „und vergisst immer wieder, dass es das Herz allein ist, das reich macht oder arm.“ Und an anderer Stelle: „Christus sagt uns, wo das Übel liegt: nicht in den Zuständen der Welt, sondern in den Zuständen der Seele, nicht in der Armut, sondern in der Sünde; und nicht in der Revolution ist das Heil, sondern in der Wiedergeburt des innern Menschen.“ Gotthelf hat seine ganze schöpferische Gestaltungskraft aufgeboten, um einerseits das Leben der in Frömmigkeit und Treue ausharrenden Armut zu glorifizieren, anderseits die Gefahren des Reichtums zu schildern: Käthi, die Grossmutter überwindet „in mehr als vierzigjährigem Heldenmut, der im Kampf aushielt, wenn auch der Feind nie fliehen wollte, sondern alle Tage neu ansetzte,“ die furchtbarsten Bedrohungen ihrer Existenz durch Überschwemmung, Kartoffelkrankheit, Arbeitsunfähigkeit des Sohnes, mit den schwachen Kräften eines alten, ungebildeten Mütterchens, in unerschütterlicher Treue und Zuversicht. Auf der anderen Seite zeigt er uns in „Geld und Geist“ in einer mit beispielloser Folgerichtigkeit und Wahrheit entwickelten seelischen Krankheitsgeschichte, wie sich die lichte, reine Atmosphäre eines reichen, patriarchalischen Bauernhofes, eines jener uralten Edel-

¹⁾ Siehe auch Juni-Nummer.

Heft 7 und 8 erscheinen zusammen in einer Doppelnummer. Die „Erfahrungen“, die für Heft 8 vorgesehen waren, werden Heft 9 angeschlossen.

sitze, deren Leben Gotthelf wie kein anderer zu entfalten wusste, durch einen materiellen Verlust trübt, wie er die Gatten, zwei der vollendetsten und harmonischsten Menschenbilder Gotthelfs, auseinanderbringt, wie der Schaden weiterfressend die Familie zersetzt, bis in jener grandiosen Szene im Ehebett in der Stille der Nacht, als Aenneli zum erstenmal wieder laut betet, die Urquellen der Seele den starren Panzer der aufgehäuften seelischen Krankheitsstoffe durchbrechen und in tiefster Erschütterung die Gatten wieder neu vereinen. Oder er zeigt uns, wie Uli, der sich als Knecht so prachtvoll entwickelt und hinaufgearbeitet hat, als Pächter unter den Sorgen um den äusseren Besitz seelisch beinahe zugrunde geht. Die Armut gehört zu Gotthelfs Weltbild, zur alten Ordnung Gottes. So wenig es seinem unbestechlichen Wirklichkeitssinn einfällt, ein System auszuhecken, das jedem Pflänzchen und Tierlein den Kampf ums Dasein, um den nährenden Boden, um einen Platz an der Sonne ersparen könnte, so wenig glaubt er daran, dass durch Organisation irgendwelcher Art die Armennot geheilt werden könne. Er hat für solche Pläne nur Spott übrig: „Eigentlich hätte der liebe Gott mit jedem Menschen ein himmlisches Kindermädchen sollen geboren werden lassen, mit einer Unmenge von Vorräten an Geduld und Vorsicht, dass ja das gute Menschenkind den Fuss an keinen Stein stosse. Aber dies wollte der liebe Gott nicht . . . Denn dies ist eben die Ordnung Gottes, dass der Sünder durch Weh zum Wohl geführt wird, dass Züchtigungen wirken friedsame Früchte der Gerechtigkeit, dass, wer sich nicht bekehrt, untergeht.“

Im Gegensatz zu unserer Zeit erwartet er vom Staat und von Gesetzen allein keine Heilung. „Wo Staat oder Gemeinde die Hände in etwas haben, erstarrt das Leben und die Liebe flieht, es entstehen Pöstlein, Stellen, Protektoren und Protegierte, das eigene Ich spielt seine Rolle, und die Sache wird vergessen.“ Und über die Armen-gesetze schreibt er: „Weil man den Gesetzen vertraute und mit ihnen für alles gesorgt zu haben glaubte und die Gesetze dem Buchstaben nach handhabte, so vergass man, dass der Arme ein Mensch, ein Bruder sei, vergass über dem Gesetz die Liebe, die einzige Mutter aller Gaben, die Segen bringen; vergass über dem Leibe die Seele.“ Natürlich verschmäht er die Mithilfe von Organisationen im Rahmen des Möglichen nicht; er hat, um Sparkassen populär zu machen, eine Erzählung eigens zu diesem Zweck erfunden und verlangt darin sogar, dass der Fabrikherr einen Teil seines Gewinnes in guten Zeiten anlege, damit in Krisenzeiten die Fabriken erhalten werden können; — ein erstes Auftauchen der Idee sozialer Arbeitsversicherungen. Aber mit dem Gelde allein ist es nicht getan. Krankenkassen, meint er, sind recht schön, „aber Krankenkassen sind keine Menschen mit warmen Herzen, sie haben nur kaltes Geld, höchstens gewärmte Betten.“ Er befürchtet von all diesen Formen der Organisation eine Zunahme der „herzlosen modernen Selbstsucht,“ der „eiskalten Freisinnigkeit,“ die, im Vertrauen auf jene Institutionen, Auge und Herz vor dem Elend des Mitmenschen verschliesst.

Wir dürfen bei dieser Stellungnahme Gotthelfs zur Armennot nicht ausser acht lassen, dass er immer von den in seiner engern Heimat gegebenen Verhältnissen ausgeht, wo es ein industrielles Proletariat noch nicht gab, ein Arbeitssuchender auch Arbeit fand und für den Armen die Möglichkeit bestand, es auf einen grünen Zweig zu bringen. Als Ursachen der Armennot nennt er in erster Linie das Verdingen der „Güterbuben“ in geizigen, zuchtlosen, verwahrlosten oder verbrecherischen Familien, den Kiltgang, zuchtloses Leben, in verantwortungslosem Leichtsinn geschlossene Ehen. „Diese furchtbaren Eheklöaken nun bilden den Kessel, in welchem die Armut gebraut wird, aus dem heraus in immer grösseren Strömen Menschen fluten, verkümmert an Leib und Seele, Gott ein Ärgernis, den Menschen eine Last.“ So sind die hauptsächlichsten Quellen der Not nicht äusserliche, sondern innerliche, ein verdorbener, versunkener Sinn, gelähmte, unentwickelte Seelenkräfte. Darum gibt es für ihn auch nur eine Rettung: die Erziehung, die Stärkung, Aufrichtung und Läuterung dieser Seelenkräfte. Und nur die Liebe, die an Stelle der verstorbenen oder pflichtvergessenen Eltern tritt, vermag dieses Werk zu vollbringen: „Zum Kinde, dem Hilfsbedürftigen, das keine Liebe auf Erden empfängt, oder das von aller Liebe verlassen worden, soll die Liebe treten, soll dem armen Kinde Gott und Götti sein.“ Und Gotthelf bescheidet sich nicht mit der schönen Theorie; er setzt sie in mühevoller Arbeit ins Werk um. Er fasst den Gedanken einer Armenenerziehungsanstalt, schreibt, um die Hilfe der Öffentlichkeit für sie zu gewinnen, ein eigenes Buch „Die Armennot“, und widmet ihr in den gleichen neunzehn Jahren, da er die 26 mächtigen Bände der neuen Gesamtausgabe in unerhörter Arbeitsleidenschaft geschrieben, den Rest seiner Zeit als Präsident oder Vizepräsident; er besuchte „sini Buebe“, (die den aggressiven Pfarrherrn „als strengen und gewaltigen Strafprediger“ anfangs eher fürchteten als liebten) trotz der Entfernung allwöchentlich ein bis zweimal und fehlte in zwanzig Jahren nur ein einziges Mal in der Aufsichtskommission!

Gotthelfs Gründung stand durchaus auf dem Boden der Ideen Pestalozzis. In seinem Namen ruft er auf zur Linderung der Armennot, ihm widmet er herrliche Worte, wie schönere zu seinem Ruhm vielleicht nie geschrieben worden sind (Armennot, 5. Kap.). Ihn nennt er den Hochbegabten, der das Wehen eines neuen Geistes vernahm, der erkannte, dass in den Kindern das Heil der Welt liege, das sie die wahren Tempel seien, in denen wir uns entsündigen, heiligen könnten; sein Werk soll ein „lebendig Monument“ des grossen Erziehers sein.

Es war in Pestalozzis Geist gehandelt, wenn Gotthelf in seinem Misstrauen gegen künstliche Organisationen den Gedanken einer eigentlichen Erziehungsanstalt verwarf und die Kinder in die Urzelle des sozialen Organismus, in eine bestehende Familie einpflanzte. Als ihn praktische Schwierigkeiten nötigten, sie zur Anstalt zu erweitern, war es seine höchste Sorge, ihr den Charakter einer Anstalt zu nehmen und den einer Familie zu erhalten.

Die Grundlage aller Erziehung ist für Gotthelf wie für Pestalozzi die Familie. Den herrlichen Aussprüchen Pestalozzis über die Bedeutung der „Wohnstube des Volkes“ stehen zur Seite Gotthelfs Worte zum Preis der Ehe. „Beim Tiere gattet nur der Leib mit dem Leibe sich, sagt er im „Schulmeister“, der Mensch nimmt eine Seele in sich auf, und Seelen gehen von ihm aus; das ist göttlich, ein Zeugnis seiner göttlichen Natur.“ „Und lasst euch nicht irren durch ödes Geschwätz unseliger Toren, ruft er in „Geld und Geist“, es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern das Haus ist es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter tun es; nicht das öffentliche Leben in einem Lande ist die Hauptsache, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel ist, gestaltet sich das andere.“ Die Familie ist ein natürlicher Organismus: „Jede Haushaltung wächst, entfaltet sich einer Pflanze ähnlich, je nach ihrer Art und dem Boden, in dem sie wächst, entweder als schwaches Stengelchen matt und langsam, oder als üppiges Schlinggewächs über den Boden streichend, an grossen Stämmen Halt und Saft suchend, oder aus schwachen Wurzeln dünn und lang hochaufstrebend, aber nicht für lange, oder aber tief wurzelnd, langsam wachsend, in starkem Stamm sich rundend, weit sich ausbreitend, tief im Boden gefasst, über die andern emporragend.“ Jede Familie hat ihren eigenen Geist, ihre Atmosphäre, ihre „Farbe“ und alle Glieder eines Hauses sind mit dieser Farbe „angelaufen“; eine Trübung, Vergiftung dieser Atmosphäre, eine Erkrankung eines Gliedes dieses Organismus, zieht eine Erkrankung des ganzen Hauses nach sich, erzeugt die ersten Symptome der Entartung, des Zerfalls, wie es Gotthelf mit unüberbietbarer Meisterschaft im ersten Teil von „Geld und Geist“ gezeigt hat.

Entscheidend für diese innere Atmosphäre der Familie ist nicht der Mann, wenn ihm Gotthelf auch seine Stellung als Haupt der Familie gewahrt wissen will, sondern das Weib, die Mutter. Vertritt der Mann die Realität, die Welt und ist sein Wesen fast immer brutaler Egoismus, so nennt Gotthelf das Weib „des Hauses Licht und die allgegenwärtige Schaffnerin Gottes.“ Dem Mann gehorchend und sich fügend, beherrscht sie doch den Geist des Hauses durch die Kraft der Liebe, durch die Macht des Gemütes, und wird damit zur Bildnerin ihrer Kinder. „Die Weiber sind der Sauerteig des Hauses, von ihnen nimmt das ganze Haus Geschmack und Geruch an. Und das Haus ist die Pflanzschule künftiger Geschlechter. Das weibliche Geschlecht ist darum von hoher, gewaltiger Bedeutung durch sein Walten im Hause für Sitte, Zucht und Frömmigkeit; und die Wohlfahrt eines Landes hängt mehr vom Walten des Weibes ab, als Männer und Regenten sich einbilden.“ Als Mutter ist die Erziehung ihr natürlicher Beruf. Nicht Theorie und System, nicht Philosophie oder Pädagogik lenken diese Erziehung, sondern die höhere Weisheit der Natur, der Mutter selber unbewusst. Wie das Füllen von Natur an die Stute gebunden ist, das Rehkalb an die Rehgeiss, ihr folgt und zu ihrem

Abbild wird, so bildet sich das Kind zum Ebenbild der Mutter. Die Liebe gibt dem Weibe eine Weisheit, die über den Verstand aller Denker und alle Bewusstheit weit hinausgeht. Von Mädeli, diesem unvergleichlichen Bild einer Mutter, meint Gotthelfs Schulmeister, Peter Käser: „Es war ohne sogenannte Bildung . . . und doch dachte es so sinnig, waltete so lieblich, trug so kräftig, dass man so was unter dem Kittel nicht vermutete . . . Ich konnte nicht anders denken, als dass das alles von der Liebe komme, welche Mädelis Verstand schärfe, ihre Kraft erhöhe, kurz die Trägerin, Nährerin, Leiterin aller Kräfte geworden. Für solche Liebe ist eigentlich das weibliche Gemüt geschaffen, ein Thron ist in demselben für sie aufgebaut, von dem herab soll sie regieren, eine Fülle von Kraft steht ihr zu Gebote, alle Empfindungen weiht und heiligt sie, und aus den Empfindungen, nicht aus den Gedanken, entspringt des Weibes ganzes Wesen.“ Gotthelf ist nicht müde geworden, die wunderbare Kraft des Weibes in einer unvergleichlichen Reihe von Frauenbildern zu feiern und man kann nicht daran vorbeigehen, wenn eine so hochbedeutende Frau, wie Ricarda Huch sagt: „Keiner der grossen Dichter, auch Goethe nicht ausgenommen, hat die Frau so hoch über das Irdische erhoben und zugleich mit so festen Füßen auf die Erde gestellt, und darum so vollendete Frauengestalten geschaffen, wie Gotthelf.“

Ganz anders die Männer und Väter: „Dem Feldherr vor beginnender Schlacht gleicht der Hausvater nach geschlossener Ehe . . . Er will ihr abringen eine sichere Stätte, Platz zu einer Ehrensäule; er prüft die Welt, misst seine Kräfte, beginnt endlich den Kampf mit den vorhandenen Kräften und im Vertrauen auf Gott.“ Dem Mann liegt die Sorge für das Wohlergehen des Leibes ob, der Kampf um den Platz an der Sonne. Die Bauern Gotthelfs stehen gewaltig breit und fest auf der mütterlichen Erde, tief verwurzelt, in knorriger Grösse und Derbheit. Das vegetative und animalische Leben durchflutet sie und beherrscht sie; das Licht aus der Welt des Geistes dringt in diese harten Schädel nur in starken Brechungen zu Bauernschlauheit, zu untrüglichen Wirklichkeitssinn, zu Geschäftspfiffigkeit und bedenkenlosem Erwerbsgeist, bestenfalls zu überlegener Menschenkenntnis und Lebensklugheit. Ihre Natur ist harter, manchmal furchtbarer Egoismus; allem Höheren, allem Idealismus setzen sie dumpfe Taubheit, zähen Widerstand entgegen. Nur wenige Männer hohen und bedeutenden Sinnes hat Gotthelf gezeichnet, so etwa den prachtvollen Bodenbauer, den Erzieher seines Knechtes Uli, den überlegenen Ankenbenz, einige alte weise Pfarrherren, den stoischen Idealisten Doktor Ruedi (in dem Gotthelf mit generöser Vorurteilslosigkeit einen Helden und Märtyrer der modernen Wissenschaft einem eifernden, bornierten Pfarrvikar gegenüberstellt) und Tell. Dessen Apfelschuss aber erklärt er nur möglich als Tat eines Vaters, dessen Kind „den Glauben zu ihm hatte, dem Glauben an Gott gleich, dass des Vaters Hand sein Kind nimmer verletzen werde. Dieser Glaube ist grösser noch als der Schuss, ehrt höher Vater und Kind. Aber, im Winde kommt dieser Glaube nicht, gepflanzt muss er sein und gepflegt je

einen Tag um den andern vom ersten Bewusstsein des Kindes an . . . Ohne diesen Glauben des Kindes wird kein Vater ein Tell.“

In den patriarchalischen Verhältnissen, die Gotthelf im Auge und im Sinne hat, spielen auch die Grosseltern, die zum Verband des Hauses gehören, in der Erziehung eine wichtige Rolle. Die Liebe der Eltern ist der Sonnenschein, in dem die Kinder reifen. „Sonnenschein ist wohl herrlich und die Hauptsache, aber ohne Tau verkümmerten im Sommer die Pflanzen doch . . . Die Grosseltern sind der Tau der Kinder; sie sind's, die mit ihrer freien Liebe die kindliche Liebe nähren, frisch erhalten, immer ein offenes Herz haben für der Kinder Leiden und Freuden, dafür sorgen, dass das Gemüt des Kindes nicht erstarre im rauhen Leben, sondern weich und offen bleibe dem Guten, dem Schönen, der Liebe. Und wiederum erquicken die Kinder das alternde Herz, das sonst ganz öde wäre und ebenfalls vertrocknete. Denn die Kinder sind dem elterlichen Herzen entwachsen, bedürfen der Hülfe weniger, sind verschlossener geworden; an ihrer Statt ziehen die Grosskinder ein und füllen es mit neuen Freuden, neuen Hoffnungen, erquicken es täglich mit dem Tau der Liebe.“

Findet so Gotthelf in reicher Fülle die herrlichsten Worte, um die Beziehungen und Bindungen dieser Urzelle des sozialen Organismus in ihrer Bedeutung zu vertiefen und zu verklären, so sind in seinem Werk die Schilderungen schlimmer Eltern und misslicher Verhältnisse weit zahlreicher. Als Pfarrer hat Gotthelf die Erfahrung gemacht, dass es nicht genügt, den Leuten ideale Verhältnisse in Worten auszumalen; Worte bleiben ihnen Worte; dass zwischen Worten und wirklichen Verhältnissen Beziehungen bestehen sollten, vergessen sie; meistens wissen sie überhaupt nicht, in welch traurigen Verhältnissen sie leben. So bemüht sich Gotthelf, neben allen anderen Mängeln und Schäden des sozialen Organismus, auch die Mißstände in der Erziehung der Kinder in Bildern von äusserster Drastik vorzuführen. So stehen neben den Bildnissen von idealen Müttern wie Mädeli (im „Schulmeister“) und Vreneli (im „Uli, der Pächter“) Eltern, die durch Affenliebe sündigen, Eltern, denen die Kinder eine verhasste Last bedeuten, pflichtvergessene Mütter, nichtsnutzige, selbstsüchtige, verdorbene, lieblose Geschöpfe, schlimme Väter und schlimmere Mütter. Ist der Geist der Familie verdorben, sind die Eltern von Selbstsucht angekränkt, so nützen alle Erziehungsmittel nichts: „Die meisten Menschen,“ sagt er in der „Armennot“, „vergessen fort und fort die innere, unsichtbare Welt, die der Mensch in sich trägt, an der er mit schöpferischer Kraft arbeitet ununterbrochen; sie sehen nur auf das sichtbare Tun und Lassen und versuchen, dieses mit Worten und Schlägen bei ihren Kindern zu bestimmen . . . Dazu flucht der Vater, heult die Mutter; sie heben ihre Hände auf gegen das arme, sündige Kind; sie begreifen nicht, dass sie selbst es waren, welche desselben inneres Leben vergifteten, dass nun eigentlich gar nichts anderes zum Vorschein gekommen als der Same, den sie selbst in dieses innere Leben geworfen, dass nur der Brand aus dem Dache geschlagen hat, den sie selbst unter dem Dache angebrannt.“ Solchen Eltern bedeuten

Kinder nicht „eine Gabe Gottes“, das Glück des Lebens, sondern eine schwere und unwillig ertragene Last: „Ihr Dichten und Trachten geht darauf aus, es gut zu haben auf der Welt. Zu diesem Guthaben sollen andere Menschen ihnen helfen, und wer sie daran stört, betrachten sie als eine Last oder als einen Feind. Kinder stören also vor allem aus ihre Behaglichkeit, ihr Guthaben durch unruhige Nächte und geschreibvolle Tage; aber Kinder kosten auch. Und wenn es auch nur täglich für einen Kreuzer Milch wäre, so muss besonders bei Armen, wo das Einkommen und Ausgeben gewöhnlich grad aufgeht, dieser Kreuzer an einem Orte erspart werden, entweder am Kaffee der Frau oder am Schoppen des Mannes“... Aber nicht nur durch Selbstsucht wird an den Kindern gesündigt, auch durch blinde Affenliebe, die das Kind zum selbstsüchtigen, launischen Despoten erzieht. Ein Beispiel solch falscher Erziehung von ungeheuerlicher Drastik, das all die vielen andern aus dem Felde schlägt, bietet Anne Bäbi Jowäger mit ihrer Art, Kinder und Grosskinder zu „erziehen“.

Kein Dichter hat wohl die Bedeutung der Kinder für das Leben der Eltern tiefer erfasst als Gotthelf; keiner hat zu ihrem Preise erhabenere Worte gefunden; keiner hat sein Ohr mit mehr Liebe und Verständnis an ihr kleines Herz gelegt, um es zu belauschen, auch wenn er keine eigentlichen Kindergeschichten geschrieben hat und sein dichterisches Interesse eigentlich eher noch der Erziehung der Eltern durch die Kinder, der reinigenden und läuternden Wirkung der Kinder auf die Herzen der Eltern, als der systematischen Erziehung der Kinder durch die Eltern, gilt. „Kinder bleiben die Mittler zwischen Gott und den Menschen, verbinden und söhnen die Menschen miteinander. Ohne Kinder wäre die Welt eine Wüste, die Wandernden würden erst zu Tieren werden, dann verschmachten. Wo Kinder nicht eine Gabe Gottes sind, jedes ein Zug nach oben, wo Kinder erst eine Last sind, später Diener der Selbstsucht, welche sich auch auf hundert Weisen formiert, werden sollen, da ist dem Volke der Himmel verhüllt, bei den Wurzeln fault es an.“ In einer Zeit, wo der Geburtenrückgang allgemein geworden, sich nicht nur das Zwei-, sondern sogar das Einkindersystem durchgesetzt hat, müssen Worte, wie die folgenden, zu denken geben: „Kinder sind des Staates grösste Schätze, wie sie des Hauses reichste Gaben sind. Aus den Kindern blühen die Kräfte auf, welche bessere Zeiten schaffen sollten; sie sind jedes Gemeindewesens höchster Zweck, und in welcher Kinderseele die grösste reinigendste Kraft verborgen sei, weiss der klügste Staatsmann nicht. Darum ist ein jedes Kinderleben von heiliger Bedeutsamkeit und eines jeden Kindes Tod ein schmerzlicher Verlust, dessen Grösse niemand zu ermessen vermag.“

Immer wieder zitiert Gotthelf das Wort Christi: „So ihr nicht werdet wie die Kinder —“, dass es nicht der Pfarrherr tut aus Berufes Gründen, sondern der Mensch, der Dichter, der zu tiefst das Wesen aller Kreatur durchschaut, dessen Leben sich mit allem Leben eins fühlt, auch mit dem kleinsten und unscheinbarsten, dessen Seele von heiligem Mitleid überflutet, beweisen die ergreifend schönen

Worte über Leiden und Freuden armer Kinder im „Schulmeister“ (2. Bd., 1. Kap.): „Ach, ich habe schon manchmal mein Ohr gelegt an solche kleine, arme Herzchen, die so vieles sehen müssen und nichts besitzen, die in Not und Kümmernissen gespiesen und getränkt werden . . . Da habe ich vernommen, was die Menschen nicht ahnen, sinnige Gedanken und tiefe Gefühle, habe sie weinen hören im Herzen. Aber was mich weinen machte, war, wenn diese kleinen Herzchen sich einmal freuten, freuten über Dinge, die andere Menschen nicht sehen, reiche Kinder achtlos zertreten, und diese Freude war so rein, so kindlich und umwob so schnell den eingegrabenen Kummer, wie reiche Kinder sich nimmer freuen können. Aber selten jemand denkt an die Freude armer Kinder als unser liebe Herrgott, der bunte Steinchen für sie geschaffen, schöne Blümchen und Stecken, krumme und gerade. Ach, die erwachsenen Menschen wissen selten mehr, was rechte Freude ist!“

Für die Natur des Kindes in ihrer Weichheit, Unselbständigkeit, in ihrem Anschmiegebedürfnis und Trieb nach oben, findet Gotthelf ein herrliches Gleichnis („Schulmeister“ I, 27. Kap.). Er vergleicht es dem Efeu, der an einem Stamme empor sich winden und schlingen muss, um in Sommerhitze und Winterschnee saftig zu grünen, elend, traurig, unbeachtet aber am Boden hinkriecht, wenn der Baum stürzt. „Wie wunderbar ähnlich ist nicht der Mensch — nicht Tier, nicht Engel — dieser Pflanze — nicht Kraut, nicht Baum! Der Mensch ist für den Himmel geboren, zu ihm sieht sein Auge empor, nach ihm hin zieht ihn sein Geist; aber sein Auge hebt sich nicht, sein Geist zieht ihn nicht, wenn sie weder Stütze noch Stamm finden, sich aufzurichten nach oben . . . Gebt dem Kinde aber eine Mutterhand, in die sein tastend Händlein sich lege, einer Mutter Arm, der es vom Boden hebt, einer Mutter Auge, das es vom Boden zieht zu ihr hinauf, und seht nun, wie das Kind sich aufrichtet auf seine Füßchen, an der Mutter empor sich schlingt; seht, wie sein Auge sich aufschlägt, das Mutterauge sucht, den Himmel findet und wie unter goldenen Locken hervor das Engelchen zu lächeln beginnt. So rankt am Mensch der Mensch empor zur Menschengestalt, aber auch seine Seele schlingt sich an Seelen auf und saugt aus ihren Säften Nahrung zum Wachstum und hält an ihnen sich fest. Oh, es ist eigen, wie die kleinen Seelen kleiner Kinder ihre Fühlfäden tastend ausstrecken nach grösseren, festeren Seelen, sich da anklammern und einsaugen und an ihnen sich aufrichten. . .“

Rechte Eltern aber sind „Zwillingsstämme“, in deren Nähe „keine Seele am Boden kriecht, sondern alle an den Stämmen, tausendfach verschlungen, die Höhe suchen. Oh, es ist herrlich zu sehen, wie da zwei Kräfte walten unwiderstehlich, wie der angeborne Trieb nach der Höhe die jungen Seelen hintreibt zu den Stämmen, und wie diese mit dem Atem und Duft der Liebe, der rings um sie weht, die von eigener Kraft getriebenen mit unwiderstehlicher Gewalt noch anziehen und festhalten. Auch hier ist die Liebe, die bindet; an einer Eissäule hinauf würde kein Efeu sich winden.“

Der „Atem und Duft der Liebe“ — alle Erziehung wird nur durch ihn lebendig und ist ohne ihn nichtiges Stückwerk. Aber die Liebe allein tut es nicht: „Kein Kind, und besonders ein roh erzogenes Kind, wird aus purer lauterer Liebe gehorchen, wird nicht auf einmal seinen Willen unterordnen, den es sonst frei walten lässt. Die Liebe wirkt nur da Gehorsam, wo sie mit der Achtung begleitet ist, und diese Achtung muss errungen werden dadurch, dass das Kind fühlt, ein höherer, kräftigerer, stätigerer Wille stehe dem seinigen entgegen, dieser Wille lasse sich nicht blenden, nicht umgehen, nicht einschläfern, sondern er sei gleich fest und bestimmt am Morgen wie am Abend.“ Diese Achtung aber geht ins tiefste Blut hinein und schwindet nie mehr, — ein tröstlicher Gedanke für jeden Erzieher, jeden Lehrer: „Es ist etwas Eigentümliches mit dem Respekt, der durch überlegene Kraft eingeprägt worden ist, der schmilzt nicht wie Schnee in der Aprilsonne. Ein solcher Respekt bleibt so lange im Herzen, als der lebt, welcher denselben eingeprägt hat und noch länger.“ Diese tiefere Achtung beruht auf einem seelischen Verhältnis, nicht auf äusserer Disziplin und mit äusserlichen Mitteln wird sie nicht erworben. „Äussere Zucht und Ordnung dürfen daher nie die Hauptsache sein in der Erziehung; sie wirken oft nicht einmal so lange, als die Eltern über die Kinder die Rute schwingen. Darum schlagen Kinder strenger Eltern oft so fürchterlich über die Stange; darum werden oft Kinder braver, liebender, aber schwacher Eltern die fürchterlichsten Qualen derselben.“

Die Eltern sind jedoch nicht nur die Erzieher der Kinder, — die Kinder sind auch Erzieher der Eltern. Sie erwecken im Vater das „Gefühl der Vaterwürde, und dass durch seine Hände Gott Haus und Kinder regieren will; es erwacht das Verlangen, vor ihnen zu wandeln, dass sie den Vater ehren müssen und schauen mit Ehrfurcht auf seinen Wandel.“ So sind Kinder sehr oft weitaus „die „kräftigsten Bildungsmittel.“ Denn der ideale Erzieher, der so oft in pädagogischen Schriften spukt, der alles kann und alles weiss und funktioniert, wie eine wohlberechnete und nie versagende Erziehungsmaschine, existiert bei Gotthelf nicht. Auch die Eltern und Lehrer müssen zur schweren Kunst des Erziehens — erzogen werden und sie werden es durch die Kinder. „Wie manches Elternpaar,“ sagt Gotthelf in der „Armennot“, „entsagt den Lüsten der Welt, bricht sich Gewohnheit um Gewohnheit ab, scheinbare Bedürfnisse verlieren ihre zwingende Kraft, lösen in Nebel sich auf; es sucht Kräfte in sich auf und findet sie, spannt sie zusammen und ringt mit den Umständen, ringt mit dem Unglück, ringt Tag um Tag der Welt das Nötige ab, nährt die Kinder, bildet die Kinder, und während es arm geblieben wäre ohne Kinder, ist es reich geworden durch die erweckende Kraft der Elternpflicht . . . Es ist wahr, manch Elternpaar wurde durch Kindsgeschrei geweckt aus geistigem Schläfe, und das zur Welt geborene Kind sprengte auch die selbstsüchtigsten Schranken ihres Lebens. Elternliebe floss heilgend durch ihre Seelen . . .“

So wird bei Gotthelf das ganze Leben überhaupt zum Erziehungs-

problem und all seine grossen Romane wachsen sich zu Bildungsgeschichten des innern Menschen aus. Der aus guten und schlechten Elementen gemischten Natur des Menschen erwächst die Lebensaufgabe, sich zu reinigen und zu läutern und emporzubilden zu einem Ziel, das Gotthelf seiner Weltanschauung entsprechend formuliert: „den Himmel zu gewinnen“, unter welchem Symbol allein die rationalistische Platttheit des konsequenten Materialisten sich nichts zu denken vermag. Jeder Mensch wird jedem Nebenmenschen zum „Schleifstein, welcher ein eigenes Korn hat und die Eigentümlichkeit jeglichen Metalles an den Tag legt.“ Und Gotthelf meint: „Wenn doch die Menschen auch an den Gewinn der Seele dächten, wie mancher müsste sich des reichsten Erbes rühmen, der jetzt schmäht, er habe sein Lebtage keinen Kreuzer geerbt. Gott hat ihm Leute an die Seite gegeben, deren Schleifseite ihn reinigen soll von aller Unreinheit.“ Das Leben wird zur Schule des Charakters und aus dieser Schulpflicht wird keiner entlassen bis zu seinem Tode; für viele aber wird es zu einem Fegefeuer der Seele, das sie in Martern durchschreiten muss, um geläutert daraus hervorzugehen. Nicht nur das Vaterhaus und die Schule sind Stätten der Erziehung; auch der Bauernhof, Stall und Tenne, die Werkstatt des Handwerkers, die Strasse, der Markt, das Wirtshaus (mit den gewaltigen Schlägereien!), das Bad, das Gericht, das öffentliche Leben, werden zu Stätten der Erziehung, nicht zu vergessen der Gaden, wo der Kilter einsteigt und die Ehe-kammer. Alle Verhältnisse erhalten ihren erzieherischen Wert und besonders liegen Gotthelf die alten patriarchalischen am Herzen: das des Bauern zu seinen Diensten, das des Meisters zum Gesellen. Es sind die den natürlichen Lebenskreisen, dem organisch gewachsenen Gesellschaftsaufbau entsprechenden; es sind nicht mechanisch-äusserliche Anstellungsverhältnisse, sondern seelisch beherrschte Lebensgebundenheiten. So werden „Uli, der Knecht“ und „Jakobs, des Handwerksge-sellen Wanderungen durch die Schweiz“ zu Erziehungsgeschichten par excellence. Zum Erzieher des ersteren wird der Bodenbauer, eine Prachtsgestalt an tiefdringender Menschenkenntnis und überlegener Menschenbehandlung, aber auch sein späterer Lehensherr, der Bauer Joggeli, ein Diplomat und Intrigant, wie er unberechenbarer, durchtriebener, geriebener und gerissener an keinem Fürstenhofe je gezüchtet wurde; man müsste den ganzen „Uli“ ausschreiben, um alle Schätze an pädagogischer Weisheit zu heben, die in ihm geborgen liegen. Zum Erzieher des Handwerksge-sellen Jakob wird in erster Linie das Schicksal mit seinen harten Schlägen, Not, Elend, Krankheit, dann ein alter, väterlicher Meister im Welschland und eine unerwiderte Liebe. Mit Kummer sieht Gotthelf die Ablösung des patriarchalischen Verhältnisses von Meister und Geselle durch das moderne des Fabrikherrn und Arbeiters; er sieht all die schweren Folgen voraus: Die Bildung eines seelenlosen Kapitalismus, eines von allen menschlichen Beziehungen zum Arbeiter gelösten Unternehmertums auf der einen und eines unglücklichen und unzufriedenen Proletariats auf der andern Seite. „Wenn Meister und Gesellen nicht

mehr aus einer Schüssel essen, zu Gott zusammen beten, so ist's, als ob der milde, vermittelnde Sinn, der sonst verband, das Ungleiche ausglich, entwichen sei.“

Das Leben ist die grosse Schule des menschlichen Charakters und dass es so ist, liegt in der Natur des Menschen begründet, resp. in Gott = helfs Auffassung des menschlichen Charakters, der bei ihm nicht, wie etwa bei Shakespeare, eine fast unveränderliche Konstante, sondern eine funktionelle Grösse ist, die nicht, von shakespearscher Leidenschaft beherrscht, wie ein Wirbelsturm nach in ihr selbst liegenden Gesetzen den Weg des Schicksals abrasst, sondern vom allgemeinen Lebensstrom erfasst, gehoben, mitgerissen, nach oben getragen oder auf den Grund geschwemmt wird, und die im Ringen mit diesem Lebensstrom die furchtbarsten Krisen und entscheidende Wandlungen durchmacht. Gotthelfs Werke sind eine grossartige Darlegung der Grundlage der menschlichen Natur und der Gesetze ihrer Entwicklung, ihres Aufblühens oder ihres Verderbens, und hierin liegt ihre unschätzbare Bedeutung für jeden Erzieher; sie sind eine unerschöpfliche Quelle einer fast beispiellosen Menschenkenntnis. Paul Ernst sagte in einem Begleitwort zu einer Ausgabe des „Uli“ (und ich möchte es nicht bestreiten!): „Da Gotthelf eben so ganz harmonisch erzählt, so fällt diese Menschenkenntnis nicht so sehr auf, wie etwa die viel geringere Balzacs oder Dostojewskis, die beide die Figuren lyrisch aus ihrem eigenen Innern heraus bilden und deshalb mit viel stärkerer Leidenschaft ausstatten.“

Alle Erziehung muss sich auf die Kenntnis der menschlichen Natur gründen. Aber die Menschen kennen sich selber nicht. „Jeder Mensch steuert sein Schiffelein einem bestimmten Ziel zu, in bestimmter Richtung auf dem Ozean des Lebens. Hier sind auch Strömungen, die jeden erfassen; den meisten fehlen aber Karte und Kompass, die Retter auf dem Meere. Unkundige sind sie, die von diesen Strömungen nichts wissen; in ihnen sich nicht zu wahren wissen, die vielleicht jubeln, dass es lustig gehe, und Augenblicke später mit zerschelltem Haupte am Strand liegen.“ Noch schlimmer aber steht es mit der Kenntnis und dem Verständnis für andere; da scheinen ihm die Menschen „aus lauter Dummheit zusammengesetzt.“ Unermesslicher Schaden aber entsteht, wenn gar diejenigen, die zur Erziehung berufen sind, der menschlichen Natur und ihren Tiefen und Trübungen ohne Verständnis gegenüberstehen. „Das ist eben die grosse Nächstensünde,“ lässt Gotthelf den weisen Pfarrherrn im „Schulmeister“ sagen, „dass fast alle Menschen ‚Lieb Gottlis‘ spielen und nicht nur das Sichtbare beurteilen, sondern die Seele richten wollen und, o Herrgott, kennen doch die eigene Seele nicht . . . ! Sie machen aus einer Laus einen Elefanten, aus einem kleinen Irrtum, einer Unachtsamkeit ein Majestätsvergehen, aus einer Charakterschwäche einen im Bösen verhärteten Sinn, aus einem einfältigen Menschenkinde einen eingefleischten Teufel. O Himmel, wer will die Sünden zählen, welche auf diese Weise namentlich von Pfarrern und Lehrern, von Meisterleuten und Eltern, von Ehemännern und Eheleuten begangen

werden? Und wenn einer das auch könnte, so könnte er doch ein anderes nicht, er könnte die üblen Folgen dieser Sünde nicht verfolgen in den verdeckten Gängen der Herzen, könnte nicht zählen, wie manches Herz verhärtete, weil man es für verhärtet hielt, wie manches boshaft wurde, weil man ihm tagtäglich Bosheit vorhielt . . . , könnte aber auch die Herzen nicht zählen, welche über diesen Misskennungen verbluteten . . .“

Über seine Auffassung der menschlichen Natur gibt Gotthelf Aufschluss im ersten Kapitel von „Uli, der Pächter“: „Im Herzen steckt von Anfang an und von Natur der alte Mensch, der da böse ist und verkehrt, Gott und den Nächsten hasst, sich allein liebt, lüstern ist nach der Welt, ihren Genüssen und Schätzen, der da einen Boden hat, für alles Unkraut empfänglich, nicht für die Lust allein, absonderlich auch für Neid, Zorn, Hass und Rachgierigkeit. . . Der alte Mensch ist der erste, der Erstgeborne, wenn man will. Es schlummert aber im gleichen Gehäuse ein zweiter Mensch, geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes, aber gefesselt in dunkler Höhle, gefangen gehalten durch den alten Menschen . . . Auf ihm liegt, schwerer als der schwerste Stein auf märchenhaften Schätzen, Moder und Schutt von Welt und Sünde. Gewaltiger als das Wehen der Winde, welche das Gebirge sprengen wollen, das auf den himmelstürmenden Riesen liegen soll, muss der Hauch des Geistes sein, welcher wegfegt Moder und Schutt von Welt und Sünde, hebt den Stein vom engen Gehäuse, in welchem gefesselt liegt der neue Mensch, ihn kräftigt, dass er sich erhebt, den Kampf mit dem alten Menschen beginnt, um den Besitz des Herzens, um des Lebens Ziel und Richtung.“

Diese Auffassung Gotthelfs von der menschlichen Natur als einer dualistischen beruht nicht auf Spekulation oder Dogma (wenn Gotthelf auch an der Idee der Erbsünde festhält), sondern auf der unmittelbaren Lebenserfahrung. Gotthelf war begabt mit einem ausserordentlichen Weltverstand und Wirklichkeitssinn, er war ein geborener Menschenkenner, Menschengründer. Schon das Bild, das er als junger Seelsorger, als Pfarrvikar von seiner Gemeinde entwirft, zeigt diese Welt in einer fast grausamen Schärfe der Beleuchtung, erhellt alle Hinter- und Untergründe; es ist von keinem Idealismus verschönert, von keinem Weltverbesserungswahn und Fortschrittsglauben zurechtgestutzt, von keinem Jugendglanz verklärt. Gotthelf ist tief im Boden der Heimat verwurzelt; sein Auge ist mit Wirklichkeit gesättigt, sein phänomenales Gedächtnis mit einer unerhörten Tatsachenfülle beladen; er haftet mit allen Sinnen unlösbar an dem, was ist, schwebt nicht wie Theoretiker im Bodenlosen, um sich eine Welt zusammen zu phantasieren, wie sie sie als Grundlage ihrer Theorie brauchen.

Nicht minder düster ist im Grunde das Bild, das Gotthelf in seinen Werken von der Natur des Menschen entwirft, — trotz des grossartigen und befreienden Humors, den Gotthelf fast immer wieder findet und der wunderbaren tiefen Beruhigung und beglückten Befriedigung, mit der er uns am Schluss sie weglegen lässt. Der

„alte Mensch“ ist stark und mächtig, fast allmächtig in dieser Welt. In einem Wort sei das ganze Gesetz gefasst, sagt Gotthelf: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. „So ihr euch untereinander beisset und fresset,“ ruft er aus, „so sehet zu, das ihr nicht untereinander verzehrt werdet!“ Gotthelf kennt die übermenschlichen, heroisierten Leidenschaften im Stil Shakespeares nicht; seine Menschen haben die menschlich-allzumenschlichen Laster des Alltags: Selbstsucht, Eigennutz, Habgier und Gewinnsucht, Neid, Hass, Roheit, Brutalität, Hochmut, Eitelkeit oder auch Trägheit, Lauheit, Schwäche, Unfähigkeit bis hinunter zur tollsten Vernageltheit. Und sie sind nicht auf einen Zug hin konstruiert, sondern sie haben viele oder gar alle diese Wesenszüge in sich vereint, Lichter und Schatten in merkwürdigster Mannigfaltigkeit, oft in seltsamen Widersprüchen, aber immer in vollkommener Lebenswahrheit. Seine Menschen sind körperhaft, vielflächig; sie haben nicht nur ihre zwei Seiten, sondern unzählige. Und wie sie ihre Umgebung nicht in heroischer Grösse überragen, sondern mitten in ihr stecken, so sind sie auch durch ein stärkeres seelisches Fluidum an sie gebunden, indem gewissermassen alle ihre Wesensseiten empfindliche Reaktionsflächen zu ihrer Umgebung darstellen. Sie lenken diese nicht, wie Shakespeares Gewaltmenschen, beherrschen ihr Schicksal nicht mit souveräner Energie, sondern sie werden von einer alles durchdringenden seelischen Flut getragen, gehoben oder in Abgründe gerissen. Ihr Leben wird nicht bestimmt durch ungewöhnliche Ereignisse, romanhafte Glücksfälle oder Schicksalswendungen, sondern durch kleine, erst kaum bemerkbare Keime des Guten oder Bösen, die in der Seele wuchern, die Kräfte des neuen Menschen nähren, stärken, ihn aus dem Schläfe erwecken, aufrichten, bis er den alten Menschen nach mancher Niederlage besiegt (das schönste Beispiel bietet Uli, der Knecht), oder aber sich vergiftend im Herzen einätzen, das gesunde Blut verderben, das Herz verhärten, versteinern, das Gefüge des Charakters erschüttern, lockern, sprengen. „Die meisten sittlichen Krankheiten oder Krankheiten der Seele,“ sagt Gotthelf, „sind langsamer, oder wie die Gelehrten sagen, chronischer Art, sind zäh, wachsen langsam, fast unmerklich und Jahre kann es gehen, bis sie dem armen Schächer ein Ende machen, indem sie ihn langsam aufreiben oder, zur Leidenschaft geworden, immer rascher verzehren.“ So bringt die eine Hälfte der Gotthelfschen Romane Geschichten derartiger chronischer seelischer Erkrankungen einzelner Menschen, — die meist eine furchtbare, den alten Menschen zermalmende, an den Rand des Grabes führende Krisis durchmachen müssen, um zu genesen, — die andere Hälfte die Geschichten seelischer Erkrankungen ganzer Familien und Häuser.

Die Nährschicht, die die verschiedenen Ansteckungskeime zur Entwicklung bringt, ist immer die Selbstsucht. Kein anderer Dichter hat wohl mit derartiger Unerbittlichkeit alle Hüllen vom herzlosen, grausamen Egoismus der Menschen gerissen. In andern Klassen der Gesellschaft mag er besser unter der Tünche der Bildung und Kon-

vention versteckt werden; Gotthelfs Bauern zeigen ihn in erschreckender Nacktheit. „Könnte man in aller Menschen Köpfe alle eigennützigen, spekulativen Gedanken verfolgen,“ sagt Gotthelf, „man würde ergrauen vor dem Herzlosen, Liebeleeren, Scheusslichen, das vor unsern Augen sich aufwinden würde. Es ist ein Heil, dass wir das nicht können; unsere Augen würden erblinden, unsere Herzen würden verbluten, wenn anderer Gedanken uns offenbar, wenn wir sehen würden, wie manches Auge auf unseren Tod lauert.“ So kehren denn gewisse düstere Gestalten immer wieder: die Dorfgewaltigen, die das Recht zu Ungunsten der Witwen und Waisen beugen oder sich gar mit deren Gut bereichern, die „Güterbuben“ an die Meistbietenden, an ehrlose Ausbeuter verschachern, die Grossbauern, die ihre Pächter schinden, aussaugen und langsam zugrunde gehen lassen, die Wucherer und Halsabschneider, die die Schuldenbäuerlein benagen, die Eltern, die den Tod ihrer Kinder herbeiwünschen, die Eheleute, die sich gegenseitig unter den Boden ringen: „Hat man einmal die Hoffnung (auf den baldigen Tod des Gatten) ergriffen, sie zur Stütze gemacht, dann wird das Auge eines solchen Hoffenden scharf wie das Auge eines Liebenden; es achtet auf jede Miene, merkt auf die Färbung des Gesichtes, auf Fett- und Magerwerden, auf kurzen und langen Atem, auf Essen und Trinken; wo es irgend zu bösen scheint, da denkt man: ‚Ach, jetzt, endlich, he nu so de, i Gottsname, mi wird sih müsse dry schicke‘.“

Dass Gotthelf aus solchen Tiefen selber den Weg zurückfindet zu Menschenliebe, zu tiefstem Mitgefühl mit aller Kreatur, zu grossartigem Optimismus und Glauben an den endlichen Sieg des Guten, dass er seine Geschöpfe aus solchen Finsternissen sich zurückfinden lässt zum Licht, dass er zeigt, wie in ihnen trotz des furchtbarsten Zusammenbruches die Kraft steckt, sich wieder aufzurichten, sich vorwärts zu tasten, zu genesen und ein neuer Mensch zu werden, dass er diesen Genesungsprozess mit überwältigender innerer Wahrheit durchführt, dass er ihnen Erzieher an die Seite stellt wie den Bodenbauer, den Meister im Welschland, dass er über solchen Abgründen der Menschennatur Bilder von raffaelitischer Anmut, berückendem Liebreiz und doch zwingender Lebenswahrheit aufzurichten versteht, wie die seiner Liebenden: Mädeli, Vreneli, Elsi, in all dem liegt jene „zarte und innige Befriedigung“ begründet, die Gottfried Keller an Gotthelfs Werk gerühmt hat, „eine Befriedigung von solch ursprünglicher und beseligender Tiefe, dass sie mit der Erkennungsszene zwischen Penelope und Odysseus aus einem und demselben Quell zu perlen scheint“; es macht Gotthelf nicht nur zum unerreichten Darsteller der Wirklichkeit, sondern zum grossen Dichter, zum Erzieher im höchsten Sinne des Wortes.

Manch einer wird sagen: Das ist ja alles gut und recht, — aber was gehen uns diese Bauern von 1850 an, uns moderne Menschen in unserer neuen Welt! Die Antwort hat Gotthelf schon selber gegeben: „Wenn zuweilen ein Roman in ein Bauernhaus sich verirrt, so sperrt die gute Bäuerin Mund und Nase tenntorweit auf (über

das Leben der grossen Welt) und sie seufzt andächtig: „Gottlob, so ist's doch nicht bei uns, da sy mer doch ganz angeri Lüt.“ Würde die gute Frau, statt die Nase aufzusperren, sie in ihr eigenes Hauswesen stecken, so würde sie mit noch grösserem Erstaunen sehen, dass es in demselben akkurat gleich hergeht, im kleinen wie dort im grossen, und dass da akkurat die gleichen Leute seien, nur mit dem Unterschied, dass sie dort Sterne auf der Brust und Diamanten auf den seidenen Kleidern haben, hier aber auf der Brust ein Heer von Suppen- und Milchtropfen und an den Zwichhosen Kuhdreck.“ Und von der Natur des Menschen, insbesondere der weiblichen, sagt er: „Sie ist dato noch wie sie ehemals war, und wird also bleiben, bis Gott läuten lässt zur Ewigkeit.“

Wer aber glauben möchte, dass der moderne Mensch in seiner Verfeinerung und Differenzierung — und wie die eitlen Wörter derer alle heissen, die ewig vor allem „Fortschritt“ auf den Knien liegen, bewundernd, „wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht“ — nichts Verwandtes mehr in sich trüge mit der „roten, stumpfen und primitiven“ Natur des Bauern, mag sich eines andern belehren. Seelische Sensibilität ist nicht an Frack und Lackschuhe gebunden, sie deckt sich nicht nur nicht mit intellektueller Beweglichkeit, sondern sie ist dessen Gegensatz. Die Empfindlichkeit des unerfahrenen, unbeschützten Herzens des naturnahen Menschen ist nicht geringer als die des mit allen Wassern gewaschenen, von allen Sensationen gehetzten Zivilisationsmenschen. Nicht der überhelle Intellekt des „modernen Nomaden der internationalen Großstadt“, der wurzellos, ruhelos und fruchtlos die Welt durchgeistet, alles Bestehende erfassen und beherrschen will und immer zuletzt ins Leere greift, beherrscht die Welt Gotthelfs, sondern die Seele des im Boden verwurzelten, in feste Lebenskreise gebundenen, von uralten Traditionen gelenkten Bauern, des von keiner Dekadenz angekränkelten, zersetzten und entwurzelten, gesunden und naturhaften Menschen. „Einen lebendigen Schatz“, nennt diese Seele Gotthelf, „ein unendliches herrliches Gebiet, in welchem gewaltig und Welten tragend die gewaltigen Ströme der Liebe und Treue fluten, wo in himmlischen Gärten die Blumen stehen, die Demut und Bescheidenheit, Heiterkeit und Fröhlichkeit wir nennen, wo in üppigen, reichen Gefilden die Kräfte sprossen, welche das Leben ordnen, die Welt gestalten..., wo im heiligen Haine die Winde von oben rauschen, in seinem innersten Heiligtum ein klarer See sich birgt, in dem das Bild des himmlischen Vaters sich spiegelt.“ Und wie wunderbar ist die Sensibilität des gesunden Herzens: „Des Menschen Inwendiges gleicht einem Gemache, dessen Wände aus lauter Knöpfen bestehen, die aber sämtlich verborgen sind; man mag sich in demselben bewegen, fast wie man will, so berührt man einen und merkt es nicht. Und dieser Knopf bewegt eine Feder, und etwas springt heraus, an das man gar nicht gedacht hat.“ Oder Gotthelf zieht einen andern Vergleich — und diese Worte möchte man ins Merkhäft jedes Erziehers schreiben: „Was ist unsere Rede anders als eine unsichtbare Hand, wunderbar und vielfach gefingert, mit welcher wir

fahren über unserer Mitmenschen Gemüter! Und diese Gemüter sind die Instrumente, aus denen Töne quellen bei jeder Berührung, himmlische und himmelschreiende, eben je nach der Berührung. Jedes Instrument gibt einen andern Ton, eine andere Antwort dem Finger, der darüber hinfährt, und wie die Harfe Wind und Wetter fühlen und je nach Regen und Sonnenschein andere Töne geben soll, so gibt des Menschen Gemüt andere Töne des Morgens, andere des Abends, andere vor dem Essen, andere nach dem Essen... Das ist nun die unendliche, nie auszulernende Kunst, und Takt wird sie genannt, die Tasten der Gemüter immer so zu berühren, dass sie nicht gen Himmel schreien, nicht donnern, nicht toben, nicht züngeln spitz und giftig, sondern fein manierlich aufquellen, wohl lautend und schön tönend..., so dass ein süsser Ton in der Seele nachklingt... Dieser Takt wird wie anderer Takt mehr angeboren als angelernt; aber wie alles auf Erden unvollkommen ist, so ist auch der noch nicht gefunden worden, der taktfest war auf jedem Instrumente, dem es nicht entgegenklingte und -gaxte, wenn er zur zartesten Melodie angesetzt zu haben glaubte. Es gibt musikalische Tölpel, die fahren mit ihren Fingern überall und zu jeder Stunde herum, und wie grässlich es ihnen entgegenklingt, sie haben ihre Freude dran, wenn es nur klingt. Kunstverständige setzen mit grosser Vorsicht sich hinter ein fremdes Instrument, und eines, von dem sie wissen, dass es verstimmt ist, lassen sie stehen, bis es anders gestimmt ist.“ Gotthelf gibt nicht nur die Theorie, sondern in grossartigen Menschenbildern auch die Anwendung; und zwar steigert er gerade in intellektuell tiefstehenden Personen die Sensibilität aufs äusserste: so in Anne Bäbi Jowäger (deren Geschichte obige Worte entnommen sind) und in der herrlich rechtschaffenen, wie ein Lasttier arbeitenden und bis an den Rand des Grabes verhetzten Frau des „Schuldenbauers“, die beide krankhafter Schwermut verfallen; nicht minder gewaltig ist das in alle Höhen und Tiefen tragende Wogen und Fluten der seelischen Ströme in den Gestalten liebender Mädchen, vor allem in den tragisch angelegten Naturen des Annemareili (in „Geld und Geist“) und der „seltsamen Magd“ Elsi.

Dass Gotthelf, der scheinbar unverletzliche, unermüdliche Kämpfer, diese Sensibilität in der eigenen Brust trug, beleuchtet blitzartig ein Wort, das er nach einem Schicksalsschlag einem Freunde schrieb: „Weiche Herzen und liebe Kinder sind beide Strafen Gottes; sind die begabt und hoch zu preisen, welche stumpfe Gefühle haben und harte Herzen, welche nichts freut, als wenn ein anderer Mund zugeht, eine neue Portion ihnen zufällt...“ Gotthelf überwindet aber diese Anwendung und findet Worte, die allen zum Troste reichen mögen, die in dieser Welt um höhere Ziele ringen: „Und doch, lieber Freund, wollen wir unserem Herrgott täglich danken und mitten in den tiefsten Schmerzen, dass er uns Herzen gegeben, die bluten und schmerzen, wollen ihm für die Schläge danken, welchen nach das Blut emporströmt; solche Wunden, aus denen blutendes Weh seine Mahlen wirft, sind unsere Ordenszeichen.“

Anmerkung. Gotthelfs Stellung zur Schule, zu pädagogischen und methodischen Fragen musste hier aus Raumesgründen übergangen werden. Aus der Gotthelfliteratur nenne ich: die Biographien von Carl Manuel, Gabriel Muret und Rudolf Hunziker (die nach Abfassung dieses Aufsatzes erschienen ist); das Entscheidende zur ästhetischen Würdigung brachten Gottfried Kellers Gotthelf-Aufsätze, zur Würdigung des Denkers Ricarda Huchs Schrift „Gotthelfs Weltanschauung“. Unser Thema behandeln: F. E. Schaefer, Die Pädagogik Gotthelfs, eine reiche Materialsammlung, Wilh. Rössle, Gotthelf als Volkserzieher, eine tüchtige Dissertation, und B. Röthlisberger, Das Kind in der neueren erzählenden Literatur der deutschen Schweiz (Dissertation).

Sprachunterricht und Weltanschauung.

Vortrag, gehalten an der Schlussfeier des Seminars Küsnacht am 30. März 1928
von Prof. Dr. Theodor Flury.

Es hat für den ältern Mann einen eigenen Reiz, sich in die Zeit seiner Kindheit zurückzuversetzen, die Anschläge und Taten des werdenden Menschenkindes an seinem Geiste vorüberziehen zu lassen und sie mit der Erfahrung und der Einsicht seiner Jahre zu durchleuchten. Er wird dabei feststellen, wie selten er sich über sein Tun und Lassen klar war, und wie die kurze Kausalreihe, die er sich zurechtgelegt hatte, die wahren Gründe seines Handelns nur verschleierte, statt sie aufzudecken. In Wirklichkeit gehorcht der Mensch unbewussten Kräften und Strebungen seiner Natur, die die Richtung seiner Gedanken und die Maßstäbe seines Urteils bestimmen. — So ist es in der Geschichte des einzelnen Menschen, so auch in derjenigen von Zeitströmungen und ganzen Völkern. Die Mitlebenden nehmen als Anhänger oder Gegner tätigen Anteil an den Ereignissen. Sie glauben zu schieben, werden aber geschoben, sie denken mit den Gedanken Goethes oder Bismarcks oder Tolstois. Aber zumeist verstehen sie den Sinn der zeitgenössischen Ereignisse nicht, wer hat doch den Weltkrieg schon gedanklich verarbeitet! Dazu fehlt die Besinnung und der zeitliche Abstand, um die Dinge in weitere Zusammenhänge zu rücken und ihre Auswirkung zu verfolgen. Daraus mag hervorgehen, wie trügerisch die geschichtlichen Quellenbücher sein können, da sie die Ereignisse im Spiegelbild der Zeitgenossen zeigen: ein deutsches Quellenbuch von 1870 bis zur Gegenwart, auf amtliche Dokumente gestützt, mündet in eine Verherrlichung der Epoche Wilhelms II. aus. — Die Reformbewegung im neusprachlichen Unterricht warf in der Schweiz vor etwa 40 Jahren ihre ersten Wellen; wir Studenten, als zukunftsfrohe Geister, schlossen uns der neuen Bewegung begeistert an, und wenn der alte Morf mit siegreicher Logik der alten Methode den Prozess machte, so jubelten wir ihm zu, und wir sahen im Gedanken unsere frühern Lehrer auf der Anklagebank sitzen, wie sie sich vor Zorn und Scham hätten unter die Erde ver-